

ABENTEUER LEBEN

Sich dem Mainstream zu entziehen, der Routine zu entfliehen kostet Kraft. Und bringt Kraft. Braucht Fantasie. Und regt sie an. Ein Plädoyer

Vor sechs Jahren verabschiedete sich der bekannteste deutsche TV-Kommissar von seinem globalen Publikum. Horst Tappert alias

Derrick hatte sich zuvor gefragt: „Ist es wirklich der Sinn des Lebens, um fünf Uhr früh aufzustehen und abends um sieben Uhr nach Hause zu kommen; obwohl mir die Arbeit keinen Spaß mehr macht?“ Lange vor diesem Erwachen nahm sich der berühmteste österreichische Formel-

dergeplärr, ohnmachtsnahe Menschen vor Tempeln – Lernwert gleich null. Hauptsache abgehakt, man war da gewesen und hat jetzt Stoff für die häusliche Powerpoint-Show.

in anderes Bild, basierend auf der Erzählung des Chef-Roadie eines berühmten US-Rockpoeten: Dieser ältere Herr also gibt pro Jahr seine 150 Gigs zwischen Mexico City und Madrid, Rom und Regensburg und verfügt über ein sehr un-amerikanisches Interesse an dem, was diese

hier auf diesem Planeten? Was macht mich glücklich? Was finde ich schön? Was gibt mir wirklich Kraft, Freude, Erfüllung? Was hält mich zurück, Dinge anders zu machen als bisher? Wie komme ich raus aus den Fallstricken der Paralyse? Wie fange ich jetzt, heute, hier, am Tage null damit an? Lassen wir einmal all die nahe liegenden Ausreden beiseite: den Arbeitsplatz, die Kinder, die Schulferien, das Klima, den Ölpreis. Entwerfen wir stattdessen die Vision des großen Sonntags.



mann, zwei Raumjobs – eine Einsicht. Was kann man daraus lernen? Zum Beispiel sich zu fragen, wie viele Variationen man für den täglichen Weg von zu Hause ins Büro nutzt. Immer dieselbe? Zwei? Es gäbe Hunderte. In unserer Sprache haben wir dafür das Idiom der eingefahrenen Bahnen. Es kennzeichnet die Verstrickung unseres Lebens in unseren Alltagstrott.

in Bild: sei es in Pompeji, an der Akropolis, in Ephesus, Mitte August, an einem der so beliebten, eintrittsfreien Sonntage. Es glühen die Blechdächer der Reisebusse, Menschenheere überall, Fremdenführer murmeln Historiensermon, Kin-

bourne Man“ sein Klapp- rathrad und macht allein in aller Ruhe seine Stadtbesichtigung. Brunnen, Tore, Kathedralen, Metrostationen, Krankenhäuser, Blumenparks, Mülldeponien, Eroscenter – die Augen der Unschuld und Neugier öffnen jede verschlossene Türe.

s gehört zu den schönsten Fähigkeiten des Menschen, autonome Entscheidungen zu treffen und das Beste aus seinem Leben zu machen. Routine und Gewohnheit beschädigen diese Gabe. Um autonome Entscheidungen treffen zu können, muss man sich ab und zu in den Fleischwolf der Selbstbefragung begeben: Was tut mir gut? Was will ich

Er griff dabei zurück auf den gottbefohlenen Sabbat der zehn Gebote, die Moses den im Pharaoland herumirrenden israelischen Sklaven weitervermittelte. Der siebte Tag symbolisiert seither unseren Anspruch auf Entfaltung, Kreativität, Spiel, Freiheit, Aufbruch, Freude, Würde. So ein Sonntag könnte auch bei Hemingways schönsten Paris-Stories rekulti- viert worden sein: mit Pferderennen, Champagner, Poesie und Sinnesfreude. Nun kann man einwenden, dass es nichts Langweiligeres gibt als einen zeitgenössischen deutschen Sonntag. Wer will angesichts toter Straßen, Lachs brunchender Jura-Studentinnen, Blumen tragender alter Damen

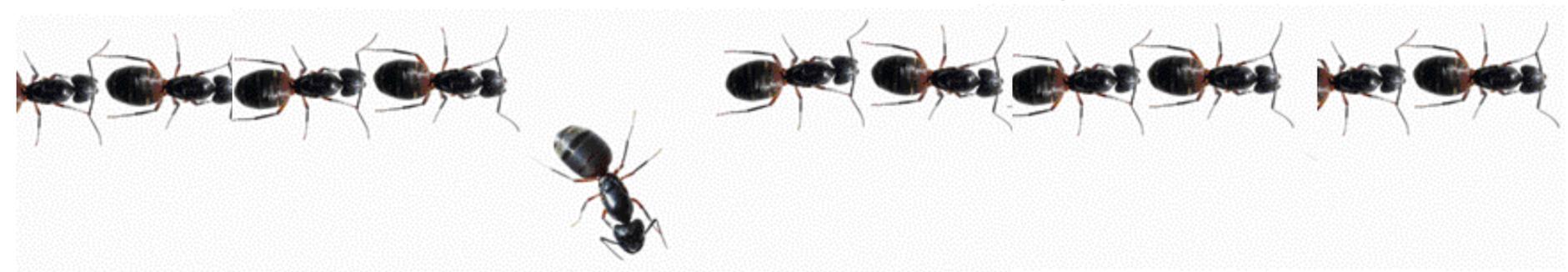
in Friedhofsnahe und Kinderwagen schiebender Jungpaare beim Schau- fensterbummel noch an Moses denken? Geschweige denn an Hemingway? Das erklärt sich einfach dadurch, dass unsere Sonntage oft nichts anderes sind als die Fortsetzung der Alltagswüste mit denselben Mitteln.

Um fünf Uhr 59 zeigt der Nacht- tischwecker im Hotelzimmer des von weither angereisten TV- Wetter-Reporters in Punxsutawney. „I got you, babe“ singen Sonny & Cher. Der Wettermann steht auf und stellt am zweiten Tag seiner meteo-journali- stischen Tätigkeit fest, dass er in der ständigen Wiederholung des immer Gleichen gefangen ist. Sein Leben ist ab jetzt immer derselbe Tag, nicht mal ein Selbstmordversuch gelingt. Auf dem Weg zur Arbeit landet er immer wieder in derselben Pfütze. Jeder

die mediterrane Sektion mit den uner- schütterbaren Ölbäumen. „Man kann noch so oft an der Olive zupfen, sie wird deshalb nicht früher reif“, sagt man in der Toskana. Wenn man sich nur einmal im Jahr diesen Luxus leistet, wird man spüren, wie wundersam wirksam sich die Aromen, Stimmun- gen, Bilder eines solchen Morgens im Erinnerungstresor abspeichern. Auch wenn im Grunde nichts geschieht, ist ein solcher Morgen der Freiheit noch Jahrzehnte später präsent. In den Herzen der Städte erwachen jetzt die Märkte. Ziellos, zwanglos, an den Ständen vorbeisclendern, sich treiben lassen, Menschen beobachten, Stimmen wahrnehmen – das ist so heiter und belebend und fröhlich wie das Straßentheater einer griechischen Insel in der Vorsaison. Es ist die Stunde der Schönheit vor dem Ein-

gern unterordnen und fremdbestim- men lassen, eher dem Alltagstrott ent- kommen können, ist ebenfalls unbe- stritten. Jeden Tag ein neues Abenteu- er, ein Fest der Sinnlichkeit, eine Ode an die Freiheit? Fehlanzeige. Ku- rioserweise verordnen sich all die Ar- chitekten, Grafikdesigner, Autoren, Fotografen, Werbetexter auch ohne erkennbare Not eine 70-Stunden- Woche, gerecht auf sieben Tage ver- teilt. Ob Eitelkeit oder Existenzangst: Hauptsache, viele mobile Telefone klingeln, Mails kommen und gehen, Faxe piepsen und selbst im Schlafzim- mer leuchtet ein Monitor.

Es geht hier also nicht um Be- ruf, Stand oder Einkommen. Es geht um das Handwerk des Le- bens, um unsere Kunst nach all den Jahren des Drills und der Reglemen- tierungen, endlich wieder autonome



bezaubernde Film trug den Titel „Und täglich grüßt das Murmeltier“. Diese kollektive Energie, diese General- mobilmachung der Arbeitswelt führt allmorgendlich ganze Nationen zum Frust-Woodstock zusammen: über- füllte Züge, verstopfte Ringstraßen, leise Wut, Lustlosigkeit, Leere. So ist der Stau, der Nicht-Fluss zum Sinnbild unseres Tages geworden. Er ist der Anfang und er ist das Ende. Statt also mit Vollgas in die Tretmühle zu ja- gen, ist jetzt die Kunst gefragt, dem Speedmanagement auszuweichen. Ein Picknickkorb, ein Wald, ein See, eine Wiese. Ein botanischer Garten, der Duft von Rosen, Hunderte von Grün- nuancen, tropische Gewächshäuser,

die Wächter der Cézannes und Grecos vermitteln eine gelassene Stimmung. Man fühlt sich wie ein Kunstdieb, den die Museen in ein Meisteratelier ein- geschlossen haben.

Das Menschen, die viel Geld be- sitzen, ökonomischen Zwängen eher entkommen und sich ein freies, selbst bestimmtes Revier ab- stecken können, ist unbestritten. Jeder Tag ein neues Abenteuer, Glück, Licht, Freude? Fehlanzeige. Nirgend- wo ist die Leere offensichtlicher als auf den gepolsterten Sitzen des Jetset- Spaß-Karussells. Die freigekaufte Zeit wird gefüllt mit Konsum und jeder Menge Krach. Dass Freiberufler, die deswegen so heißen, weil sie sich nicht

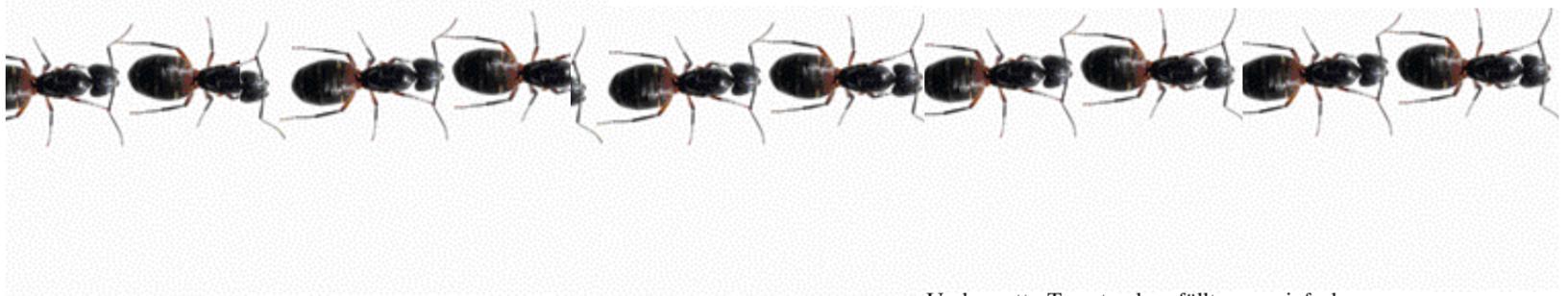
ren, kollektiven Mainstream abzu- koppeln. Es geht darum, sich nicht leben zu lassen. „I got you, babe“, singt der Radiowecker. Man kann sich jeden Tag aufs Neue nasse Füße ho- len, denselben Weg zur Arbeit wählen, immer pünktlich sein, jeden ausreden lassen und dann erst antworten, mit- tags bei Giovanni den „Wie immer“- Rucola-Ingwer-Salat essen. Man kann am Abend wieder im Stau stehen, zu Hause über den ewigen Stau wüten und kurz vor dem Einschlafen, wenn man sowieso schon mal in der Nähe herumliegt, noch etwas Liebe machen oder auch nicht. Man kann am ersten Tag nach Beginn der Sommerferien mit dem Auto Richtung Bozen ->

LIFESTYLE

aufbrechen und während des Kölner Karnevals fremdgehen. Und so verstreicht die Zeit, geht weiter, unerbittlich und gleichgültig gegenüber verspäteten Einsichten.

Es geht, wie gesagt, hier nicht um ein Plädoyer für Müßiggang oder narzistisches „Anderssein als andere“. Es soll einfach dazu anregen, die immense Freiheit wahrzunehmen, den ureigenen Stil zu leben – gegen den gewaltigen Sog der Gewohnheit. Seinen persönlichen Sonntag (der auch ein Montag oder Dienstag sein kann) zu genießen verlangt eine Balance aus Intuition, Verstand und spielerischer Zeiteinteilung. Letzteres ist dem, was man heute im Coaching-Deutsch als Zeitmanagement bezeichnet, diametral entgegengesetzt. Beschäftigt man sich mit den Fachbuch-Autoren aus dem Motivati-

onstation Porte d'Orléans. Man hat alle Zeit der Welt und ertappt sich plötzlich dabei, wie man im Sog der Werktätigen die Treppen hinunterhastet und ein Ticket löst, um möglichst schnell ins Zentrum zu kommen. Nur, was soll man da überhaupt? Zurück, Mensch, hoch die Treppen und die 25 Kilometer bis Porte de Clignancourt zu Fuß gehen oder zumindest so weit die Füße tragen. Vorbei an Henry Millers Atelier in der Villa Seurat, vorbei an gotischen Kirchen, Antiquariaten, Wettbüros, an der „Closierie des Lilas“, dann über die Seine, rechter Hand Notre-Dame, vorbei an Pastiskneipen, Existenzialistencafés, vorbei an den kettenrauchenden Irmas les Douces, an Austerntständen, afrikanischen Haarsalons, Peepshows, am Ostbahnhof, ein Schlenker nach Père-Lachaise und



on abereuen = mein freizen. Und mehr Freizeit ist in der Regel gleichbedeutend mit mehr Konsum. Ob das nun fernsehen ist oder im Netz surfen oder mit der Familie den Abend im Einkaufsparadies Süd verbringen. Konsum ist aber nicht der passende Zugang zur Kunst des autonomen Entscheidens. Diese Kunst ist nicht zu erkaufen. Sie hat nicht einmal einen Preis. Sie wurde uns mitgegeben, und oft braucht es nur eine winzige Nuance, eine schmetterlingszarte Berührung, um einem Tag eine völlig andere Wendung zu geben. Ein Beispiel: Egal warum, man befindet sich in Paris, an einem Wochentag. Man steht am Ende der Linie 4 vor der Me-

ette-Tragetaschen füllt, man einfach allein ist mit sich, schreibt sich ein solcher Spaziergang mit der alles überlebenden Tinte der Leidenschaft ins Buch des Lebens.

leiben wir kurz in Frankreich, bei Chabrol, Godard, Truffaut, Rohmer. In vielen Filmen der Sechziger und Siebziger sah man die Protagonisten – Typen wie Delon, Piccoli, Trintignant, Belmondo oder Montand – ab und an mit diesen rätselhaften Damen namens Schneider, Deneuve, Bardot zwischen 12 und 14 Uhr, wenn die meisten Banken und Büros Pause machen, ganz selbstverständlich in der Drehtüre eines Stundenhôtels verschwinden. Selbst die

fette Concierge schnarcht im süßen Traum weiter an ihrem Pult. Die Liebe am Mittag. Ein leicht geöffnetes Fenster, ein träge wehender Vorhang, das matte Rauschen des Stadtverkehrs. Die Körper zärtlich und weich im Licht der Tageswende, ganz anders als im Kunsthell der Nachttischlampen oder im keusch-lutherischen Dunkel. Richtig sexy eben, frech, frisch und frivol. Sich zu dieser Stunde zu lieben schmeckt um so viel anders als die Marlboro-Light- und Sauvignon-Küsse nach einer Party in der In-Galerie. Mag die malträtierte Stundenmatratze so manche Tücken bieten – sie verwandelt sich zur Frühlingswiese und das Lieben bekommt – bei aller Begierde – etwas Heilige Stunde. Es brennen sich und Erregungen mit einer ren Intensität in die Herze

der man begibt sich, um Menschenströmen und ruppiger Hast zu entkommen, in eines der alten, mondänen Hotels. Ob es die Corporate-Texter nun Pool-Area, Wellness-Sektor oder Spa nennen, ist egal. Es warten Düfte, Aromen, warmer Dampf, eiskalte Güsse, türkische oder hawaiianische Massagen, Tees, Daiquiris, orientalische Musik oder Thaitempel-Sound. Man kann Briefe schreiben, etwas lesen, allein oder zusammen in der Kabine im flauschigen Frottee träumen oder mehr noch – im Schutz der Leichtigkeit des Seins.

Viele Menschen gucken abends fern. Andere gehen aus. Und es gibt überhaupt nichts einzu-

kreuzweise und zum Schluss heißt es: „Bitte, ihr müsst unbedingt bald wiederkommen. Aber sagt vorher Bescheid. Nein, Unsinn ...“

Man kann sich aber auch mit dem Rücken zum an der Wand angepinnten Stadtplan stellen, den Dartpfeil über die Schulter werfen und sich dann dorthin begeben, wo er stecken bleibt – und zwar diskussionslos, auch wenn es statt des Schickiquartiers die Kläranlage Nord erwischt hat. Dort kann man in die Schrecken erregendste Garagentaverne gehen oder auch nur durch die Straßen laufen, den Duft des Geißblatts riechen, sich Gärten anschauen und Gartenzwerge, ein Lagerfeuer

– ihrem Leben neuen Schwung gab, indem sie einen ganzen Tag lang nur machte, was mit dem Buchstaben G am Wortanfang zu tun hatte: also Guglhupf mit Gurken essen, in Göppingen Ginger Ale bestellen, einen Godard-Film anschauen, mit Gerd ins Hotel Graue Gans gehen. Ist das nicht eine großartige Methode, den Kalender der Gewohnheiten umzuschreiben? Man macht einen fetten Strich durch alte Rechnungen und beginnt einfach mal ganz neu. Man muss ja nicht gleich mit dem Y anfangen. Mit solchen Stilübungen macht man sich selbst die schönsten Geschenke und das Leben zum Abenteuer und erweckt die Macht der Intuition.

etwas dem Universum entreißen, was ansonsten unbemerkt geblieben wäre. Der Taxifahrer später wird fragen, was man eigentlich in dieser gottverlassenen Kläranlagen-Gegend überhaupt zu suchen gehabt hätte. Man gibt ihm eine ehrliche Antwort. Er wird kurz seufzen und das bewundernswert seltsame Paar im Rückspiegel noch einmal genauer mustern. Kurze Pause. Dann wird er etwas los, was man sonst auch nie gehört hätte. Es beginnt vielleicht so: „Wissen Sie, mein ganzes Leben lang wollte ich einmal etwas tun, worauf ich so richtig Lust habe. Stattdessen fahre ich tagein, tagaus im Kreis herum. Die Frau, die Kinder, das Geld, das Klima, der Ölpreis ...“ Dem Paar auf dem Rücksitz fällt auf, dass an seinem Spiegel ein grinsendes Stoffmurmeltier baumelt.

WOLF REISER

